

Das Vorhandensein aller dieser Gegenstände bot keinen Anhalt, daß es sich um einen Raubmord handeln könne.

„Kennst vielleicht Jemand zufällig die Frau?“ wandte sich der Kommissar an seine Unterbeamten. „Nein, Niemand erinnerte sich, sie vorher unter den Hunderttausenden dieser Stadt gesehen zu haben.“

„Ist Ihnen auch Niemand bekannt, der diesem Herrn ähnlich sieht?“ fragte der Kommissar und ließ das Medaillon, welches er der Leiche abgenommen und geöffnet hatte, die Runde machen. Es war der photographische Porträtkopf eines Offiziers, der in den vierziger Jahren stehen mochte und Majorsepauletten trug.

Ein dicker Polizeiwachtmeister betrachtete das Bild mit besonderem Interesse, bald brachte er es dicht ans Auge, bald hielt er es weit davon ab, wobei er mit der anderen Hand fortwährend die Spitzen seines gewaltigen grauen Schnurrbarts drehte.

„Will mich hangen lassen, wenn ich den Mann nicht gefannt habe,“ unterbrach er endlich die erwartungsvolle Stille. „Er war Compagniechef in dem Bataillon, bei dem ich stand, mag so ein zwanzig Jahren her sein. Später wurde er mit dem ganzen Regiment von hier ins Reichelant hinunter verlegt. War ein Gigant! Da hat ihn etwa vor ein Duzend Jahren der Teufel wieder einmal hierher geführt, auf Urlaub, glaub' ich, und da gab's irgend einen bösen Handel mit einem Andern, ein Pistolenduell, wobei er erschossen wurde. Je länger ich das Bild ansehe, desto gewisser wird mir's, daß er's ist; aber auf seinen Namen kann ich mich nicht mehr besinnen.“

Der Polizeikommissar hatte am Fundorte der Leiche nichts mehr zu thun, als ein Protokoll aufzunehmen, welches er vom Kapitän des Dampfers und den bei der Auffischung zunächst betheiligten Leuten unterzeichnen ließ. Dann wurde der Körper in's Boot gebracht und mit den Polizeibeamten ans Ufer gerudert, wo bereits zwei Träger mit einem Korbe warteten, um die unheimliche Last nach der Leichen-schauhalle zu tragen, begleitet von einer neugierigen, unterwegs fortwährend anschwellenden Menge. Inzwischen nahm an Bord des Dampfers die Kette mit dumpfem Geräusch ihre Arbeit wieder auf, die Eisenglieder, woran noch Strähne des langen Frauenhaars hingen, rollten über die Trommeln hinweg, um sich hinter dem Schiffe an derselben Stelle, wo sie den Fund emporgebracht hatten, wieder in die Tiefe zu versenken, und der Dampfer zog mit seinem durch die Nacht sprühenden Funkenfeuer und seiner langen dunkeln Schleppe wieder seine Bahn dahin, den heiseren Warnungsschrei weit vor sich hin über die Fluthen entsendend.

In einer der am Stromufer gelegenen Vorstädte stand in noch wenig angebaute Gegend ein schmuckes einstöckiges Gebäude, hinter welchem sich eine weite Gartenanlage mit Gewächshäusern ausdehnte. Neben dem Hause führte eine Gitterpforte in den Garten und über derselben erhob sich in einem Halbbogen ein blechernes Schild mit der Aufschrift: „Kunst- und Handelsgärtnerei von Eduard Ritter.“ Etwa eine Stunde vor der eben erzählten Begebenheit saß in einem Parterrezimmer des Hauses der genannte Gärtner an einem einfachen hölzernen Tische beim Scheine der Lampe und las mit lauter, eintöniger Stimme aus einem methodistischen Andachtsbuche vor. Der Zuhörer war seine im Bett liegende Frau, welche seit einigen Tagen an Magenkrämpfen litt, einem alten, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Uebel. Schlicht wie das ganze Zimmer, dessen einziger Schmuck das lithographische Bildniß John Wesley's, des Gründers der Methodisten-Gemeinde bildete, war auch die äußere Erscheinung des in den vierziger Jahren stehenden Ehepaars. In den Gesichtszügen beider prägte sich jene Unempfindlichkeit, Herzenseinfalt und weltentfremdete Insieligkeit aus, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, bei denen das streng christlich religiöse Leben überwiegt; um den Mund der Frau trat hinzu noch ein gewisser herber Zug. Sie trug, der weltlichen Mode zum Trost, ihr flachfarbnes Haar noch so, wie ehrbare Hausfrauen es vor einem halben Jahrhundert getragen hatten; in der Mitte durch einen schnurgeraden Scheitel getheilt, der mit jedem Jahre breiter wurde, und an Schläfen und Ohren eine sackartige Ausbiegung bildend; was dann noch daraus wurde, war das Geheimniß einer mächtigen weißen Haube, die selbst einem Madonnenkopfe etwas abschreckend Gespensterhaftes verliehen haben würde.

Während der Gärtner in seiner Vorlesung eine Pause eintreten ließ, schlug die alte Schwarzwälder Uhr neun, was in ihrer Sprache aber so viel wie ein viertel zehn hieß, da sie mit großer Pünktlichkeit stets eine Viertelstunde nachging und in dieser berechtigten Eigenthümlichkeit von ihren Besitzern auch nicht ver kümmert wurde.

„Wo nur Anna mit Frau Rollenstein bleibt!“ sagte Frau Ritter. „Die Abendgottesdienste gehen lange vor neun zu Ende und von unserer Kapelle bis hierher braucht man keine Viertelstunde.“

„Anna freilich nicht und wir beide auch nicht,“ entgegnete der Mann, „aber die alte lahme Dame, die am Krüdstock gehen muß.“

„Man soll nicht über die Gebrechen Anderer spotten!“ unterbrach ihn die Frau streng. „Das ist Sünde!“

„Aber Sophie, das habe ich ja gar nicht gethan,“ verwahrte sich Ritter in sanft beschwichtigendem Tone, „ich habe nur —“

„Wenn wir in unser Inneres schauen,“ eiferte sie weiter, „so finden wir da viel schlimmere Gebrechen, die des Krüdstocks bedürfen. Leider sehe ich seit einigen Tagen auch Anna an solch' einem inneren Krüdstock gehen.“

„Meine Schwester Anna?“ fragte der Gärtner. „Wen könnte ich denn sonst meinen? Du freilich merkst nichts, denn Du siehst das Mädchen mit anderen Augen an, als ich.“

Das war allerdings der Fall. Unser Gärtner, der jüngste unter sechs Brüdern, war eben der Schule entwachsen gewesen, als ihm das einzige Schwesterchen bescheert worden war. Er hatte sie gepflegt, gewartet, ihre ersten Schritte geleitet, und als in späteren Jahren ihm seine Verhältnisse gestatteten, sie bei sich aufzunehmen, räumte er ihr in seinem Herzen neben dem Plage einer Schwester zugleich denjenigen einer Tochter ein, zumal er selbst keine Kinder besaß. Seine Frau empfand es mit Bitterkeit, daß ihr das Mutterglück verjagt war, sie konnte in der erwachsenen Schwägerin keinen Ersatz erblicken; die Selbstständigkeit und Energie des Characters, die sich in Anna herausgebildet hatten, während sie draußen in der Welt sich ihr eigenes Brod erworben, stießen Frau Ritter ab, sie schätzte Demuth und Unterwürfigkeit höher, besonders bei einer Person, die das Brod ihres Mannes aß. Daß Anna sich im Geschäfte sehr nützlich machte, betrachtete die Schwägerin als eine selbstverständliche Pflicht, daß das nicht unbegabte Mädchen einen gewissen Anspruch auf Bildung besaß, auf welche der Bruder stolz war, erregte den Neid der einfachen Frau, die über die Durchschnittsbildung der Volksschule nie hinausgestrebt hatte.

„Was ist's denn, Sophie, was Du gegen Anna vorzubringen hast?“ fragte Ritter. „Was soll ich denn nicht merken?“

„Daß sie seit einigen Tagen vergesslich, zerstreut und geistesabwesend ist“, antwortete die Frau. Sie träumt mit offenen Augen am helllichten Tage. Ich, die ich jetzt an's Bett gefesselt bin und Anna nur während der Mahlzeiten und Abends sehe, habe das bereits herausgefunden, — und Du, der Du sie täglich im Geschäft um Dich hast, scheinst wie mit Blindheit geschlagen.“

„Ich habe nicht darauf Acht gegeben“, entschuldigte sich Ritter achselzuckend.

„Dann ist es Dir wohl auch noch garnicht aufgefallen“, fragte die Frau spöttisch, „daß sie plötzlich ihr Haar anders trägt und den schlichten glatten Scheitel mit der neuesten Modetheorie vertauscht hat?“

„O ja, das habe ich wohl bemerkt“, sagte der Gärtner. „Sie hat sich vorn über der Stirn das Haar kurz abgeschnitten und nach dem Gesicht herabgekämmt, was man, glaub' ich, Pompadour nennt. Mir gefällt das sehr. Es steht ihr so gut zu Gesicht. Ich hab' mich darüber gefreut und hatte sie beinahe nicht wieder erkannt.“

„So, das gefällt Dir also?“ rief die Frau misichtlich Entrüstung. „In allen Dingen, die Deine Schwester Anna betreffen, bist Du weltlich gesinnt, wie ein Heide und dabei doch so harmlos, daß Du nicht einmal eine Ahnung hast, was hinter dieser plötzlich erwachten Gefallsucht, hinter diesem Träumen und Brüten steckt.“

„Was soll denn dahinter stecken?“ „Es sind die sichern Anzeichen einer sündhaften Liebe, die sich in ihr Herz eingeschlichen hat. Vergriffst Du das nicht?“

„Hm! hm! meinst Du, Sophie? Aber warum sündhaft? Ein Mal muß bei einem Mädchen doch der Rechte kommen. Seit sie bei uns ist, hätte sie ja schon mehrere gute Parthieen machen können, und gerade Du gerietst aus dem Häuschen, weil ihr kein Freier anstand. Sagtest Du nicht erst leghin, an ihrem siebenundzwanzigsten Geburtstag, es wäre die höchste Zeit, daß sie endlich unter die Haube käme, wenn keine alte Jungfer aus ihr werden sollte? Und nun soll es plötzlich eine Sünde sein, daß —“

„Ja, mit jenen Freiern war das ein anderes Ding“, fuhr Frau Ritter auf, „die traten offen und ehrlich auf, und wir kannten sie als rechtchaffene Männer. Aber jetzt spinnt sich etwas hinter unserm Rücken an. Sie macht ein Geheimniß daraus, und hinter einer geheimen Liebe verbirgt sich stets die Sünde.“

„Sünde!“ wiederholte der Mann, den Kopf mit-leidig nach der einen Seite neigend. „Für meine Schwester Anna verbürge ich mich, und übrigens, Hand aufs Herz, Sophie, haben wir Beide uns nicht auch schon längst ganz im Geheimen geliebt, ehe wir's Deinen Eltern gestanden?“

„Frau Ritter richtete sich im Bett auf und machte ein Gesicht, wie ein Verbrecher, der sich seine längst abgelesene Missethat nach langer Zeit plötzlich wieder vorwerfen hört und sich in seiner Ehre schwer gekränkt fühlt.“

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von der Weltausstellungs-Stadt.

Als die am meisten amerikanische Stadt Amerikas wird bei uns Chicago angesehen, dieses Emporium des amerikanischen Westens, wo sich die Eigenheiten und Seltensheiten des typischen Yankeeenthums in viel höherem Grade zeigen als irgendwo anders, sei es New-York oder San Francisco, sei es Boston oder New-Orleans. Thatsächlich aber giebt es in den Vereinigten Staaten keine Großstadt, deren Einwohner-schaft weniger amerikanisch wäre, als die Chicagos. Chicago ist eine amerikanische Stadt, aber voll von Europäern, eine Taschenausgabe des vielgestaltigen, vielprachigen Europa in amerikanischem Einband, mit amerikanischem Titelblatt. Keine Stadt der Vergangenheit und der Gegenwart, so schreibt Ernst v. Hesse Wartegg in der „Voss. Ztg.“, erinnert so sehr an das alte Babel wie die Metropole des Michigan-jees. Der Amerikaner giebt es dort 300,000 und selbst von diesen in Amerika geborenen Einwohnern Chicagos sind 100,000 von direkter ausländischer Abstammung. Den ganzen großen Rest von 1,200,000 Chicagoer bilden eingewanderte Ausländer. Um sich die Zusammensetzung dieser verschiedenprachigen Einwohner-schaft recht vor Augen führen zu können, denke man sich Chicago aus der Einwohner-schaft der folgenden Städte zusammengesetzt: Cincinnati, Hamburg, Dublin, Pi. sen, Krakau, Malmö, Bergen, Orfor, Vichy, Rostow, San Remo, Helsingör, Enkhuysen, Fogaras, Sulina, Interlaken; denn Chicago besitzt gerade so viele Amerikaner, als Cincinnati Einwohner hat, gerade so viele Deutsche wie Hamburg, so viele Irländer als Dublin u., und zu diesem merkwürdigen Gemisch kommen noch 2000 Chinesen, 14,000 Negler, je 100 Malayen, Polynesier und Indianer; ferner 15,000 Kanadier, 800 Belgier, eben so viele Griechen, 300 Spanier, dann Portugiesen, Südamerikaner u., so daß wohl wenige Rassen oder Nationen in Chicago nicht vertreten sein dürften. Bei der jüngsten Präsi-dentenwahl erließ die „Illinois-Staatszeitung“ einen Wahlauftrag in 46 verschiedenen Sprachen, für die sie mit Leichtigkeit Uebersetzer fand. In Chicago besteht also in der That die Einwohner-schaft zu vier Fünfteln aus Ausländern, und dennoch ist die Stadt typisch amerikanisch, ja man könnte in dem eigentlichen Geschäfts-viertel mit seinen Duzenden von Rienshotels wochenlang wohnen, ohne eine andere Sprache zu vernehmen als die englische. Leben irgendwo in einer europäischen Stadt zwei oder mehr Nationen miteinander, so merkt man dies häufig schon in der ersten Stunde, und wenn auch nur an den Droschkenführern. In Chicago muß man sich andere Sprachen, andere Zeitungen, mit einem Worte, die anderen Nationen erst suchen. Theilweise liegt dies an der Leichtigkeit, mit der sich manche europäische Stämme entnationalisiren — darunter leider nicht zum mindesten die Deutschen — theilweise liegt es auch an der enormen Aufzucht-fähigkeit Amerikas. Sie liegt, sozusagen, in der Luft. Kommt ein Böhme, Schwede oder Italiener nach Deutschland, so bleibt er, was er ist, und fühlt sich als Fremder. In dem Augenblicke jedoch, wo derselbe Böhme, Schwede oder Italiener den amerikanischen Boden betritt, fühlt er sich als Amerikaner und erkennt die Ueberlegenheit der Englisch-Amerikaner wie etwas Selbstverständliches an. Diese letzteren schwimmen in den Vereinigten Staaten immer oben auf, wie Del in einem großen Wassertopfe. Das Wasser sind die Zuwanderer anderer Nationen. Je mehr Wasser hineingegossen wird, desto höher steigt die Delschicht, ohne daß eine Vermengung einträte. Beide Stoffe sind wohl in einem Topf, aber Sie bleiben getrennt. Selbst wenn man sie recht tüchtig untereinanderrührt, kommen sie doch wieder auseinander, die Amerikaner oben, die Anderen unten. Das englische Wesen ist jedoch nur in dem Geschäfts-viertel und in den vornehmen Straßen der Südseite und eines Theiles der Nordseite von Chicago vorherrschend. Sobald man mittels der Rabelbahnen oder der Pferdebahnen nach Westen oder Nord-westen fährt, verliert sich das englisch-amerikanische Wesen immer mehr, und man gelangt in deutsche, böhmische, schwedische, polnische u. s. w. Bezirke. In diesen mehrten sich auch Aufschriften, Firmamenten u. s. w. in den betreffenden Sprachen; in den Tabakläden oder Buchhandlungen werden Chicagoer oder europäische Zeitungen dieser Sprache verkauft, man sieht dort Schulen, in denen der Unterricht, Kirchen, in denen der Gottesdienst deutsch, böhmisch, schwedisch u. s. w. abgehalten wird; jede Nation in Chicago hat ihre Kirchen, Schulen, Klubbhäuser, Vereinslokale, Theater, Zeitungen, selbst großentheils eigene Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten. Wie groß die Fremdenkolonien Chicagos sind, geht am deutlichsten aus der Presse hervor. In Chicago werden im Ganzen gegen 600 Zeitungen veröffentlicht, darunter 24 Tagesblätter und 260 Wochenschriften. Von den Tagesblättern erscheint die Hälfte in englischer Sprache, die andere Hälfte vertheilt sich auf deutsch, böhmisch, polnisch, norwegisch, schwedisch. Unter den Wochenblättern giebt es holländische, dänische, italienische, französische, ja selbst ein hebräisches Blatt.